HANSER



Rüdiger Safranski

Goethe und Schiller. Geschichte einer Freundschaft

ISBN: 978-3-446-23326-3

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

http://www.hanser.de/978-3-446-23326-3

sowie im Buchhandel.

© Carl Hanser Verlag, München

Inhaltsübersicht

Prolog
11

Erstes Kapitel

Erste Begegnung 1779. Preisverleihung an der Hohen Karlsschule. Der Student und der berühmte Dichter auf Besuch. Zeitgeist Sturm und Drang. Goethes und Schillers Natur. Der eine entdeckt den Zwischenkieferknochen, der andere die Freiheit. Die Räuber überhüpfen den Menschen, Iphigenie stellt ihn ruhig. Wirkungswille mit und ohne Maß.
17

Zweites Kapitel

Zweimal Flucht und Verwandlung. Schiller flieht vor dem Herzog und kommt auf Umwegen endlich nach Weimar. Goethes Flucht nach Italien. Schiller in Weimar unter den Göttern und Götzendienern. Der abwesende Goethe. Alles wartet auf ihn, auch Schiller.
39

Drittes Kapitel

Schiller und Charlotte von Lengefeld. Ein verliebter Sommer mit der Antike. Begegnung mit Goethe bei den Lengefelds. Goethe bleibt reserviert. Schillers Liebe und Haß. Zwei Liebesgeschichten. Christiane und Charlotte: Goethe bindet sich nach unten, Schiller nach oben.
57

Viertes Kapitel

Goethe und Schiller herausgefordert von der Französischen Revolution. Schillers Pathos in der Nußschale. Ausblicke auf den Menschenozean. Goethe schließt seinen Kreis. Die große Kunst der Ignoranz. Wider die Aufgeregten. Goethes Kunst als Asyl und Schillers Spielfeld der Revolution. Anmut und Würde. Der gekränkte Günstling der Natur.

77

Fünftes Kapitel

Schillers Reise nach Schwaben. Verbindung zu Cotta. Gründung der Zeitschrift Die Horen. Literaturbetriebliches. Einladung an Goethe. Goethes Lebenswende. Das Glückliche Ereignis: die Begegnung im Sommer 1794. Schillers großer Geburtstagsbrief. Erster Ideentausch, erster Besuch Schillers im Haus am Frauenplan.

97

Sechstes Kapitel

Gemeinsame Arbeit am Wilhelm Meister. Der sentimentalische Schiller in der Werkstatt des naiven Genies. Der Spieltrieb. Publikumsreaktionen. Schiller: . . . daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe. Schillers Anregungen und Kritik. Wilhelm Meister – auch nur ein Glückskind?

117

Siebtes Kapitel

Die Horen. Hohe Ambitionen. Zwei Arten politischer Antipolitik. Goethes gesellige Bildung und Schillers ästhetische Erziehung. Schiller verärgert Fichte. Wieviel Stil braucht die Philosophie? Die Horen in der Krise. Die Römischen Elegien als Rettungsanker. Ärger mit den Schlegels. Das Ende der Horen.

139

Achtes Kapitel

Goethe in Jena. Lebensbilder einer Freundschaft. Charlotte und Christiane. Abstand zum unordentlichen Liebesleben. Schiller und Christiane bei Mondschein. Die Herren im Gespräch auf dem Feldherrnhügel der Literatur. Die Xenien. Schiller, Egmont und die Grausamkeit. Der Balladensommer 1797

163

Neuntes Kapitel

Herrmann und Dorothea. Goethe plant die dritte italienische Reise. Schiller will ihn zurückhalten. Hölderlin zwischen den Meistern. Goethes Autodafé vor der Reise. Das Briefgespräch über symbolische Wahrnehmung. Goethe auf Schillers Spuren in Schwaben. Die Tell-Idee.

185

Zehntes Kapitel

Goethe in der poetischen Dürreperiode. Schillers Angst vor dem Werk und Schaffensrausch. Die philosophische Bude wird geschlossen. Die ästhetische Geistesstimmung. Wallenstein. Die triumphale Rückkehr zum Theater. Goethe hilft und bewundert. Die Idee vom ungeheuren Weltganzen. Schiller im Gartenhaus.

205

Elftes Kapitel

Über das Epische und Dramatische. Nach Schillers Horen Goethes Propyläen. Antike und kein Ende. Der Sammler und die Seinigen. Ein Familienroman. Gruppenbild mit Schiller. Wieviel Wirklichkeit verträgt die Kunst? Die Lust am Schematisieren. Gegen den Dilettantismus. Fichtes Vertreibung aus Jena. Schillers Umzug nach Weimar.

221

Zwölftes Kapitel

Die Weimarische Dramaturgie: Gegen das Unnatürliche und das Allzunatürliche. Das Geschmacksregime des Herzogs. Übersetzungsübungen: Goethes Voltaire, Schillers Shakespeare. Goethe der Freund und Vorgesetzte. Maria Stuart. Wieviel Religion und welche? Faust und Faustrecht.

237

Dreizehntes Kapitel

Goethe hat zu viel Welt, Schiller zu wenig. Romantische Affäre im Hause Schlegel. Das Dreieck Goethe, Schelling und Schiller. Schillers Johanna von Orleans und Goethes Natürliche Tochter. Der Ärger um Kotzebue. Mißstimmung zwischen Goethe und Schiller.

259

Vierzehntes Kapitel

Schillers Theatererfolge. Verbotene Vivat-Rufe. Goethe tritt Schiller den Tell ab. Der konservative Revolutionär. Madame de Staël in Weimar. Das Angebot aus Berlin. Goethe hält Schiller in Weimar. Letzte Werke. Das Hochstaplermotiv. Demetrius und Rameaus Neffe. Schiller stirbt.
279

Epilog
oder: Schillers zweite Karriere im Geiste Goethes
301

Bibliographie
315

Anmerkungen
322

Personenregister
341

Prolog

Freundschaft im eminenten Sinne ist selten. Von Aristoteles wird der Ausspruch überliefert, »meine lieben Freunde, es gibt keinen Freund!« Kant, der sich auf Aristoteles beruft, bemerkt: Freundschaft in ihrer »Reinheit« und »Vollständigkeit« gedacht, sei wohl doch nur ein »Steckenpferd der Romanschreiber«. Wirkliche Freundschaft ist jedenfalls seltener, als es der inflationäre Wortgebrauch vermuten läßt. Goethe und Schiller haben ihre Freundschaft als ein rares, wunderliches Gewächs angesehen, als ein Glück, als ein Geschenk. Es kam ihnen unglaublich vor, was ihnen da gelungen oder zugestoßen war, und sie gerieten in dankbares Staunen darüber. Im Rückblick nannte Goethe die Freundschaft ein *glückliches Ereignis.* Ein solches bleibt es für uns auch heute noch, denn man wird in der Geschichte des Geistes lange suchen müssen, um etwas Vergleichbares zu finden – daß zwei schöpferische Menschen höchsten Ranges sich über Gegensätze hinweg verbinden zu wechselseitiger Anregung und sogar zu gemeinsamem Werk.

Die Freundschaft der beiden wurde schon damals zur Heldenlegende verklärt. Man machte die Freunde zu Dichterfürsten auf dem literarischen Olymp und nannte sie die »Dioskuren«. Auch Neid und Widerwille regten sich. Wenn man ihnen nicht am Zeug flicken konnte, wollte man wenigstens den einen gegen den anderen ausspielen, eine Hierarchie zwischen ihnen festsetzen. Wer ist der Bedeutendere, oder werden nicht vielleicht sogar beide überschätzt? Offiziell wurden sie bald schon als marmorne Klassiker verehrt, aber in jeder Generation regten sich rebellische Anwandlungen. Als Goethe 1829 den Briefwechsel mit Schiller herausgab, nannte ihn Grabbe eine »Sammlung billetmäßiger Lappalien«, und

Börne schrieb, »daß unsere zwei größten Geister in ihrem Hause … so nichts sind … das ist ein Wunder, … eine Verwandlung des Goldes in Blei«.

Goethe und Schiller waren darauf gefaßt, daß man ihrer überdrüssig werden könnte, und übten sich beizeiten in der Kunst der Publikumsbeschimpfung. Ihren Freundschaftsbund verstanden sie auch als Trutzburg, von wo aus sie wohlgelaunt ihre Blitze gegen das zeitgenössische literarische Leben schleuderten.

Goethe und Schiller waren Konkurrenten, ehe sie zu Freunden wurden. Goethe fühlte sich vom Ruhm des Jüngeren bedrängt. Für ihn war Schiller zunächst nichts anderes als eine ungute Erinnerung an den eigenen, inzwischen überwundenen Sturm und Drang. Und Schiller sah in Goethe eine *stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen*. Es mußte einiges geschehen, ehe Schiller an Goethe schreiben konnte: *Wie lebhaft habe ich … erfahren …, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe* und Goethe Schiller gegenüber erklärte: *Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.*

Was hier im einzelnen geschehen war, davon erzählt dieses Buch. Wie der junge Schiller den bewunderten Goethe bei der Preisverleihung an der Karlsschule als Gast des Herzogs zum ersten Mal erblickte. Wie es in den nächsten Jahren zu einer eigenartigen Parallelität der Lebensläufe kam: Zweimal Flucht und Verwandlung. Schiller flieht aus Stuttgart und dem Machtbereich des Herzogs. Goethe flieht nach Italien. Für beide ist es eine Befreiung zu neuem Künstlertum. Zweimal auch ein neuer Liebesbund. Schiller und Charlotte, Goethe und Christiane. Goethe verliebt und bindet sich sozial nach unten, Schiller nach oben. Dann die mühsame Annäherung, Schiller tastet sich zu Goethe vor, der aber hält auf Abstand. Im Sommer 1794 in Jena schließlich das glückliche Ereignis der gelungenen Begegnung. Von da an beginnt der Briefwechsel, wohl das bedeutendste gemeinsame Werk der beiden und die wichtigste

Quelle dieses Buches. Von 1794 bis zum Tode Schillers im Mai 1805 währt die Freundschaft. Die Polarität der Temperamente und Charaktere bewirkt bei jedem eine Steigerung der schöpferischen Kräfte, bei Goethe vor allem in den ersten, bei Schiller in den letzten Jahren der Freundschaft.

Montaigne sieht in der gelungenen Freundschaft einen Vorgang, wie »zwei Seelen miteinander verschmelzen«. So aber verhielt es sich bei der Freundschaft zwischen Goethe und Schiller nicht. Sie waren nicht ein Herz und eine Seele, und zu ihrem Glück strebten sie das auch nicht an. Es hätte bei ihren so verschiedenen Naturen notwendig zu Enttäuschungen geführt. Goethe hielt sich an jene Maxime, die er im Dezember 1798 in einem Brief an August Herder so formulierte: *Wenn wir immer vorsichtig genug wären und uns mit Freunden nur von Einer Seite verbänden, von der sie wirklich mit uns harmonieren, und ihr übriges Wesen weiter nicht in Anspruch nähmen, so würden die Freundschaften weit dauerhafter und ununterbrochner sein. Gewöhnlich aber ist es ein Jugendfehler, den wir selbst im Alter nicht ablegen, daß wir verlangen, der Freund solle gleichsam ein anderes Ich sein, solle mit uns nur ein Ganzes ausmachen, worüber wir uns denn eine Zeit lang täuschen, das aber nicht lange dauern kann.*

Goethe hatte sich mit Schiller tatsächlich zunächst nur *von einer Seite* verbunden, und auch Schiller war vorsichtig genug, die Verbindung nicht zu sehr zu belasten. Was sie aber verband, war bedeutend genug. Es war das für sie Wichtigste: die Arbeit am eigenen Werk, die in der Freundschaft zu einer gemeinsamen Arbeit wurde. Die beglückende Erfahrung, daß dies zwischen ihnen überhaupt möglich war, ließ diese Verbindung über eine nur partielle Berührung weit hinausgehen. Und doch blieb der Werkbezug das Zentrum und die Basis: Sich wechselseitig zu helfen und zu befördern, im intensiven Austausch von Gedanken und Empfindung, das war der erklärte Zweck der Freundschaft. *Neigung, ja sogar Liebe hilft alles nichts zur Freundschaft,* schreibt Goethe, *die wahre, die tätige, produktive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine*

Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen. Schiller nennt eine solche Freundschaft ein *auf wechselseitige Perfektibilität gebautes Verhältnis*. und Goethe, wenn er den Ertrag der Freundschaft mit einem Wort bezeichnen wollte, erklärte, sie habe ihn *gefördert*. Es handelte sich also um einen Bund zur wechselseitigen Hilfe bei der Arbeit an sich selbst, ein gemeinsames Unternehmen der Selbststeigerung. Die Geschichte der Freundschaft von Goethe und Schiller ist eine praktische Probe aufs Exempel der Bildungsidee im Zeitalter der deutschen Klassik.

Goethe bekannte einmal, daß die so bedeutend klingende und kanonische Anweisung ›Erkenne dich selbst‹ ihm stets verdächtig vorgekommen sei, weil man beim Blick in sich selbst niemals genau unterscheiden könne zwischen dem Gefundenen und dem Erfundenen. Er empfiehlt den Umweg über die Welt, denn der Mensch kennt nur sich selbst, sofern er die Welt kennt und von ihr erkannt wird. Deshalb, erklärt Goethe, habe er in reiferen Jahren, statt sich im inneren Spiegelkabinett zu verirren, die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, *in wiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an so viel Spiegeln, über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte*. In dieser Hinsicht mußte Schiller für ihn ein Glücksfall sein. Einen besseren Bewußtseinsspiegel konnte er kaum finden als bei Schiller, diesem Reflexionsgenie. Goethe nahm Schiller in Anspruch, um einiges Licht in sein überreiches Innenleben zu bringen. Warum war es überreich? Ganz einfach: Weil er so viel Welt in sich aufgenommen hatte. *Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.*

Anders Schiller. Er klagt über seinen Mangel an Welterfahrung. An Goethe schreibt er 1795: *Es kommt mir oft wunderlich vor, mir Sie so in die Welt hinein geworfen zu denken, indem ich zwischen meinen Papiernen Fensterscheiben sitze, und auch nur Papier vor mir habe*. Schiller, zwischen seinen papiernen Fensterscheiben, hatte überschüssige Reflexionskraft. Seine geistige Potenz wurde von seinem Erlebnisstoff nicht vollständig aufgebraucht. Er konnte sie dem Freund zur Ver-

fügung stellen, um diesem als Spiegel zu dienen und sich selbst mit Welt anzureichern. Mit Goethe bot sich ihm ein ganzer Kontinent, wenn nicht zur Besitzergreifung, so doch zur Erkundung an. Außerdem ließ ihn Goethe, dieses Genie der Intuition, Zutrauen fassen in die eigenen Kräfte des Unbewußten. Erst in der Freundschaft mit Goethe lernte Schiller, daß die schöpferischen Antriebe in einem Bereich wurzeln, der *seiner Natur nach nicht begriffen werden kann*. Die beiden ergänzten sich auf wunderbare Weise: der eine sorgte für Helligkeit und Bewußtheit, der andere für schöpferische Verbindung mit dem Dunklen und Unbewußten. Die beiden Regionen – Idee und Erfahrung, Freiheit und Natur, Begriff und Vieldeutigkeit – zusammenzuführen, war ihr gemeinsames Ideal. Sie selbst und noch mehr die Nachwelt nannten es – das Klassische.

So hatten die Freunde Freude aneinander und nahmen sich wechselseitig in Gebrauch. *Fahren Sie fort,* schreibt Goethe, *mich mit meinem eigenen Werke bekannt zu machen*, und Schiller antwortet: *Der reiche Wechsel Ihrer Phantasie erstaunt und entzückt mich, und wenn ich Ihnen auch nicht folgen kann, so ist es schon ein Genuß und Gewinn für mich, Ihnen nachzusehen.*

Als Schiller starb, wußte Goethe, daß für ihn damit eine Epoche seines Lebens zu Ende ging. So innig war inzwischen das Verhältnis der beiden geworden, daß Goethe Zelter gegenüber, dem Freund der späteren Jahre, bekannte: *Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.*

Schiller starb, ohne die Epoche dieser Freundschaft abschließend resümieren zu können. Er steckte noch mitten in der Arbeit, in der gemeinsamen Arbeit. Er überprüfte gerade Goethes Anmerkungen zu Diderot. In seinem letzten Brief schreibt er: *Indessen seh ich mich gerade bei diesem . . . Artikel in einiger Controvers mit Ihnen.*

Diese Freundschaft, die reich ist an Aspekten und Geschichten, war doch vor allem dies – ein kontroverses Gespräch bis zum Ende. Eben deshalb läßt sich so viel damit anfangen.